

Religion während und nach dem Kommunismus + in Ost-Mitteuropa

Miklós Tomka / Paul M. Zulehner

Ost-Mitteuropa hat traumatische Ereignisse hinter sich. Es wurde zu einem der Hauptschauplätze des Zweiten Weltkrieges. Dann wurde es in Teheran (1943) und Jalta (1945) wie Josef von seinen Geschwistern (Gen 37,28) - von Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten - verschachert; man hat Ost-Mitteuropa an die Sowjetunion ausgeliefert. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatte es unter Fremdherrschaft zu leben; der aufgezwungene Kommunismus exerzierte eine Gewaltherrschaft gegen Individuen, Tradition und Volk. Er wollte insbesondere die Religion und die Kirche vernichten. Die Ideologie der osteuropäischen Systeme sah diese als Inbegriff des Bösen, in der konkreten Politik als die bedeutendsten Gegner des Totalitarismus an.

So gerieten die Christen unter Druck. Die Kirche verlor Institutionen und Besitztümer. In den meisten Ländern der Region hat man die katholische Kirche des östlichen Ritus (die griechisch-katholische Kirche) verboten bzw. zum Teil der Orthodoxie erklärt; verboten wurden bis auf wenige Ausnahmen auch die Ordensgemeinschaften. Ähnlich erging es den kirchlichen Schulen, den Sozialeinrichtungen, den christlichen Organisationen und Medien. Selbst die religiöse Praxis wurde unter Strafe gestellt, eine organisierte christliche Erziehung der Jugend und die Entstehung von religiösen Basisgruppen und Kleingemeinschaften hat man gar als „antistaatliche Verschwörung“ be- und verurteilt. So erbrachten die Christen Ost-Mitteuropas für ihre Überzeugung hohe Opfer und erlitten Jahrzehnte hindurch systematische Diskriminierung. Die Zahl der Märtyrer - im engsten Sinn des Wortes - und das Ausmaß, in dem die Gläubigen benachteiligt wurden, haben das vergangene halbe Jahrhundert zu einer besonderen Epoche der Kirchengeschichte gemacht.

Der Parteistaat wurde zunächst nach ideologischen Vorstellungen konzipiert, hat sich mit der Zeit aber zur Herrschaft einer Parteibükratie¹ entwickelt. Jedenfalls versuchte die kommunistische Autokratie, sich die Gesellschaft nach eigenem Gutdünken oder auch zum eigenen Nutzen zurechtzumodeln. Der Wille der einfachen Menschen, Tradition oder Mehrheitsvoten hatten dabei nichts zu sagen. Ganze Völker wurden zu Versuchskaninchen. Als Objekte einer Vivisektion mussten die Kirche und die Christen ihr Überleben sichern und von ihrem Herrn

Zeugnis geben. Daraus ergab sich die Besonderheit des Christseins in der kommunistischen Zeit. Eine lebensnahe Schilderung der Zwänge und Schwierigkeiten der Christen bietet Jan Sokol.

Welche Alternativen haben sich überhaupt geboten? Die beiden Extrempositionen lauteten einerseits: Identifikation mit dem System und Übernahme von Handlangerdiensten für dieses, andererseits: Rückzug aus der Welt. Die erste Option wird gewöhnlich den „Friedenspriestern“ zugeschrieben; unter Laien war eine ähnliche Haltung ja mit Kirchenaustritt und Glaubensverlust verbunden. Für Priester kann es drei Gründe für die Identifikation mit dem System gegeben haben. Die allerwenigsten haben sich dem Staat zum eigenen Nutzen zur Verfügung gestellt. Auch gab es nur wenige, die verblendet genug waren, um den real existierenden Sozialismus für die - unter den gegebenen Verhältnissen - bestmögliche Gesellschaftsform zu halten. Diese „Überzeugungstäter“ wurden vom Staat entsprechend - auch und nicht zuletzt für ihre Kirche - mit Vorteilen und Begünstigungen belohnt. Sokol zählt den namhaften reformierten Theologen Josef Hromadka für die Zeit vor 1968 zu dieser Kategorie. Vermutlich gehörte der ungarische Primas der siebziger und achtziger Jahre, Kardinal Lékai, in die gleiche Gruppe. Der häufigste Grund für dieses „Friedenspriestertum“ bestand allerdings darin, dass viele durch Tortur und Gefängnis gebrochen oder - wegen heimlicher Sünden - mit Erpressungen in die Knie gezwungen werden konnten. Diese letzte Gruppe litt lebenslang an ihrer eigenen Schwäche.

Der Gegenpol, Rückzug aus der Welt, konnte das Ergebnis einer nüchternen Situationsbeurteilung sein. Manche meinten, die Kirche könne den Kommunismus nur im Untergrund überwintern. Häufiger war ein anderer Hergang. Männer und Frauen setzten sich im normalen Leben für das Christsein und für dessen Weitergabe ein und wurden dafür von der Polizei als Kriminelle angesehen. Einmal ins Visier geraten, waren ihre legalen Möglichkeiten extrem beschnitten. So blieb oft nur der Weg in den Untergrund offen. Zwei Länderberichte liefert dazu Oto Mádr.

Manche Gruppen konnten bis auf das letzte Mitglied von den Staatsorganen unter Beobachtung gestellt werden. Im daraus folgenden Dauerbeschuss hatten sie nichts mehr zu verlieren. Sie versuchten, ihrer Verfolgung durch Appelle an die Öffentlichkeit Grenzen zu setzen. Von westlichen Beobachtern, die die Verhältnisse nur höchst ungenügend durchschauen konnten, wurden solche exemplarische Zeugen gelegentlich als die einzigen wahren Bekenner idealisiert. Leicht in Vergessenheit geriet dabei die Gefahr der Sektiererei. Mádr spricht vom „prophetischen Bewusstsein“, aber auch vom „sonderbaren Benehmen“. Dazu kam die Tatsache, dass man sich über Normen der Theologie und des Kirchenrechts hinwegsetzte und - im besprochenen ungarischen Fall - ein nicht von unten gewähltes Leitungsamt in der Kirche prinzipiell ablehnte. Trennend konnte auch ein Elitebewusstsein wirken, das alle jene für lax hielt, die der politischen Konfrontation ausweichen konnten. Ungarns P. Bulányi und seine Bewegung haben sich damit nicht nur von den Bischöfen, sondern von der Mehrheit anderer Christen und Bewegungen entfremdet. Schließlich hat der Hang zum Fundamen-

talismus die genannte Gruppe politisch berechenbar gemacht. Der Staat konnte den Bruderzwist zur Manipulation nutzen.

Der ost-mitteleuropäische Alltag der Christen hingegen verlief zwischen diesen beiden Extrempositionen. Er bestand in der Suche nach verantwortbaren Kompromissen, im Balancieren zwischen christlichem Zeugnis und der Teilnahme am Leben eines realsozialistischen Staates. Je exponierter die Stellung war, die jemand bekleidete, umso delikater wurde die Probe. Die Chancen waren von Land zu Land verschieden. Die Bedingungen lagen anders, wo die Kirche eine Großmacht blieb und das gesamte Volk hinter sich wusste (so in Polen), anders, wo sie nur vom Untergrund her Sympathien gewinnen konnte (so in Tschechien), und wieder anders, wo ein relativ weites Feld kirchlicher Tätigkeit offen blieb, die Bischöfe aber vom Staat ausgewählt wurden und die Priester unter minutiöser staatlicher Kontrolle ihre Tätigkeit ausführen mussten (so in Ungarn). Unter den jeweiligen Koordinaten war die Grenze zu bestimmen, von der ab man nein sagen musste, selbst wenn damit die eigene Existenz zerstört oder die pastorale Versorgung von Tausenden unterbrochen wurde. Es wäre aber verantwortungslos gewesen, den Kampf nur deshalb nicht aufzunehmen, weil man den Kommunismus grundsätzlich ablehnte. Vergleichsweise einfach war es, dem Kreuz der Situation und den Zweifeln der Kompromisse dadurch zu entgehen, dass man sich einfach unterwarf oder sich in Unversöhnlichkeit selbst gettoisierte. Die große Mehrheit der Gläubigen schaffte es, sich als Christ auf den Beinen zu halten. Es versteht sich von selbst, dass man da auch straucheln konnte. Sich dem Kampf zu stellen war aber verantwortlicher als die Flucht in die eine oder andere Grenzposition.

Die politische Wende (1989/90) bedeutete eine fundamentale Erschütterung; das Leben rückte in völlig neue Bahnen. Die Bedeutung der unmittelbaren Vergangenheit für die Zukunft wurde genau so fraglich wie die Zusammengehörigkeit der Länder des ehemaligen Ostblocks. Pläne für diesen Tag „X“ lagen nicht vor. Die Zeit erforderte zunächst Improvisationen; diese ersetzen aber nicht die Reflexion. So hat die Suche nach der bestimmenden Kraft der Vergangenheit erst begonnen. András Máté-Tóth stellt Überlegungen über eine genuin ost-mitteleuropäische Theologie an. Diese ist größtenteils noch Zukunftsmusik. Sie ist aber unentbehrlich, wenn die Länder dieser Region ihre spezifischen Erfahrungen nicht nutzlos verstreichen lassen wollen.

Eine wichtige Eigenart mancher ehemals kommunistischer Länder (hierzu gehören vor allem die ehemalige DDR, d.h. die neuen Bundesländer Deutschlands, und Tschechien) ist die weite Verbreitung des Atheismus. Dieser ist eigentlich kein postchristlicher, sondern ein vom Christentum unberührter Zustand. Nicht wenige Länder vermochten es, zwischen dem religiösen und dem religionslosen Teil der Bevölkerung eine reale Barriere zu errichten. Die schleppende gesellschaftliche Kommunikation und der Ausschluss der Religion aus der Öffentlichkeit halfen mit, diese Grenze undurchlässig zu machen. Jetzt treffen die Parteien aufeinander; die Entstehung einer unbehinderten Öffentlichkeit sorgt für Überraschungen. Der Atheismus ist aber gewiss keine kommunistische, auch keine osteuropäische Besonderheit. So hat ihn der Wandel der politischen

Verhältnisse keineswegs automatisch verändert. Im Gegenteil, die Vereinigung Europas führt zu neuen Legierungen. Albert Franz analysiert die Herausforderungen, die sich damit für die Theologie und für die Kirche ergeben und über Ost-Mitteuropa hinausweisen.

Die Wende hat die Freiheit und damit eine neue Verantwortung des Handelns gebracht. Wie im Kommunismus, so sind die Länderunterschiede auch weiterhin immens. Einige Länder müssen ganz unten beginnen. Beispielhaft dafür ist Tschechien, wie der Aufsatz von Kardinal Vlk, dem Präsidenten des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), zeigt. An anderer Stelle veranschaulicht er die tschechische Situation folgendermaßen: Es gibt „in einem Dekanat der Prager Erzdiözese mit 26 Pfarreien aus der vorkommunistischen Zeit nur fünf Priester. Dort leben 8780 Gläubige zerstreut, von denen 492 praktizieren. Das ist zwar ein extremes Beispiel, aber doch bezeichnend. Das heißt, im Durchschnitt hat eine Pfarrei ca. dreihundert Gläubige, von denen zwanzig praktizieren.“² Das ist eine eindeutige Missionssituation.

Ein anderes Problemfeld ist die ungebrochene und starke christliche Tradition, die jetzt an die Moderne stößt. Der Modernisierungsschock ist für mehrere Autoren ein Schlüsselbegriff. Müssen wir eine ohnmächtige Anpassung erwarten? Oder kann die allgemeine, lebendige traditionelle Frömmigkeit der Säkularisierung kontern? Janusz Marianski ist für Polen zuversichtlich. Ähnliche Überlegungen sind aber auch für die Slowakei, für Kroatien und für Rumänien relevant. Eigentlich geht es um die Frage, als wie stark die Eigengesetzlichkeit des sozio-kulturellen Wandels eingeschätzt werden muss. Kann sie überboten werden? Jedes Land muss die Antwort für sich finden. Die Überschätzung der bestimmenden Kraft des sozio-ökonomischen Druckes würde jedenfalls genauso verheerend wirken wie die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten.

Allgemein dürfte dagegen gelten, dass sich die Christen in Ost-Mitteuropa in einer vergleichsweise nachteiligen sozialen Situation befinden. Mag dafür nun ihre zahlenmäßige Schwäche oder eine Verspätung in der Entwicklung der Grund sein, in jedem Fall können sich (von Polen vielleicht abgesehen) die Christen und die Kirchen Ost-Mitteuropas nicht auf ihr gesellschaftliches Gewicht verlassen. Welche Optionen bleiben dann offen? Darüber schreibt Miklós Tomka. Die allererste Notwendigkeit besteht jedenfalls in einer realen Wahrnehmung der Situation und in der Absage an jede Nostalgie.

Der Hintergrund, vor dem das neue Leben beginnt, wurde vom Kommunismus inszeniert. Die Vergangenheit lässt sich nicht ungeschehen machen; sie lebt nicht zuletzt in den Eliten und in der Denkweise der Nichtchristen weiter. Zur Debatte steht hier nicht die Frage, wer in welchem Ausmaß Recht hat. Es reicht festzustellen, dass in den neuen Demokratien verschiedene Menschen mit unterschiedlichen Anschauungen nebeneinander leben. Keineswegs werden aber eine demokratische Gesinnung, Subsidiarität und eine pluralistische Zivilgesellschaft allgemein bejaht. Es gibt Interessenkonflikte. Die Anerkennung der Rechte der Kirche und die Restitution ihres ehemaligen Besitzes mögen rechtlich wohlbegründet und unumgänglich sein. Nichtsdestoweniger können sie Spannungen herauf-

beschwören und die Erfüllung der Sendung der Kirche behindern. Es ist nicht einfach zu entscheiden, wo die Kirche ihre Rechte durchsetzen und wo sie zugunsten ihrer Mission auf legitime Forderungen verzichten³ soll. Marko Kersevan zeichnet eine Perspektive, in der Nichtchristen den postsozialistischen Positionswandel der Kirche sowie deren Verhalten sehen können. Keine ost-mitteleuropäische Kirche kann ihrem Auftrag entsprechen, die solche Meinungen nicht ernstlich zur Kenntnis genommen hat. Ein Dialog mit dem nichtglaubenden und vielleicht sogar kirchenfeindlichen Teil der Gesellschaft gehört zu den unmittelbarsten Aufgaben der Kirchen.

Es gibt auch konkrete Fragen, die in Ost-Mitteleuropa rasch gelöst werden müssen. Der Kommunismus hat die Möglichkeiten der religiösen Erziehung arg beschnitten und in allen öffentlichen Institutionen eine materialistische Indoktrination praktiziert. Sozialisten und Liberale nennen heute dieselben Institutionen und Lerninhalte „weltanschaulich neutral“ und wollen den Wunsch der Christen nach einer eigenen Erziehung nicht verstehen. Es gibt kein Gesamtrezept für die Frage, ob die Christen ihre Überzeugung in den öffentlichen Institutionen vertreten sollen oder ob die Kirche zur Bestärkung der christlichen Identität der Gläubigen eigene Bildungseinrichtungen benötigt. Die Antwort hängt sowohl von der Stärke der Religiosität im jeweiligen Land wie auch vom Ausmaß ab, das die öffentliche Atmosphäre religionsfeindlich bestimmt. Stanko Gerjolj formuliert Überlegungen aus slowenischer Sicht, also aus der Sicht eines dominant katholischen, doch auch massiv säkularisierten Landes, in dem die Religionsverfolgung leidlicher verlief als in den meisten anderen ehemals kommunistischen Ländern.

Auch die Priesterfrage zeigt die ost-mitteleuropäische Vielfalt. Vinko Potocnik bietet einen Rundblick. Mit Ausnahme Polens hat der Kommunismus überall auch die Priesterausbildung beeinträchtigt. Seit der Wende ist ein Aufschwung der Berufungen zu verzeichnen (wiederum bildet Polen, nun in entgegengesetzter Richtung, die Ausnahme). Die Zahlen und die gesellschaftlichen Erwartungen geben Grund zum Optimismus. Auf die Priester kommen in Ost-Mitteleuropa indessen Aufgaben zu, auf welche sie kaum vorbereitet wurden. Sie sollen eine neue Art von Kirchesein begründen. Sie sollen zur Entwicklung von aktiven und mündigen Laien, wie auch zu der öffentlichen Rolle und zum öffentlichen Zeugnis der Kirche beitragen.

Überhaupt ist die Beziehung zur profanen Welt ein Gebiet, das der Kirche Schwierigkeiten bereitet. Nützliche Anhaltspunkte können ebenso wenig aus der Praxis der vorsozialistischen Verflechtung von Staat und einer damals mächtigen Kirche gewonnen werden wie aus der gettoisierten Situation oder Untergrundexistenz der vergangenen Jahrzehnte. Der Beitrag von László Lukács hilft, die kirchliche Medienszene zu überschauen; er zeichnet den bemerkenswerten Aufbau dieses Bereichs nach. Die Schwierigkeiten liegen offensichtlich weniger im Technischen und Organisatorischen, sondern mehr in der Angst vor der Welt und in der unterentwickelten Fähigkeit zur Kommunikation. Deren Bewältigung gehört zu den wichtigen Aufgaben der ost-mitteleuropäischen Kirchen.

Zum Schluss, wenn auch nicht an letzter Stelle, sei nicht vergessen, dass Ost-Mitteleuropa Teil Europas und die Kirchen dieser Länder Teile der Weltkirche sind. Das sind historische und geographische Realitäten. Der Kommunismus hat aber tiefe Gräben errichtet. Jonathan Luxmoore schildert, wie sich der Brückenbau mit polnischer Ortskenntnis und mit westlichen Augen darstellt. Bereits Potocnik hat darauf hingewiesen, dass die Hälfte der Christen Europas in Ost- bzw. Ost-Mitteleuropa lebt. So ergeben sich mit dem Fall der Mauer auch in der Kirche neue Verhältnisse. Diese zur Kenntnis zu nehmen ist für Ost und West gleich wichtig.

Eine Firma des Brückenbaus ist das Pastorale Forum in Wien. Es versucht, die Eigenständigkeit und die Handlungsfähigkeit der Christen und der Kirchen Ost-Mitteleuropas zu fördern. Paul M. Zulehner skizziert die Prioritäten und ordnet diese Bemühungen in einen pastoraltheologischen Rahmen ein. Dazu gehören die Fortbildung wie auch die Beschaffung von Grundlageninformationen. In den vergangenen vier bis fünf Jahren ist die Situationsanalyse mit dem Projekt „Aufbruch/New Departures“ in zehn Ländern vorangetrieben worden. In jedem dieser Länder wurden Reflexionsteams gegründet. Diese bestehen nicht nur aus Gesellschaftswissenschaftlern, sondern auch aus Klerikern und aus Christen, die die Infiltration der gewonnenen Erkenntnisse in die Kirche gewährleisten sollen. Auch das vorliegende Heft von CONCILIUM ist als eine Frucht dieser langjährigen Unternehmung anzusehen.⁴ Die eigentlichen Früchte müssen allerdings vor Ort reifen. Es kann nur gehofft werden, dass sich die Brückenbauer vermehren und dass die Kirchen schließlich den Mut fassen, über die Brücken zu gehen.

¹ M. Djilas, Die neue Klasse, München 1964; M.S. Voslesensky, Nomenklatura, Wien/München/Zürich/Innsbruck 1980.

² M. Vlk, Kirche in Osteuropa: herrschen oder dienen?, in: W. Grycz (Hg.), Kirche in Osteuropa: herrschen oder dienen? 1. Internationaler Kongreß Renovabis 1997, Freising o.J., 53.

³ Siehe dazu die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Über Kirche in der Welt von heute“, Gaudium et spes, zum Verhältnis von politischer Gemeinschaft und Kirche (GS 76).

⁴ Die Zeitschrift CONCILIUM dankt vor allem Herrn Kollegen Zulehner dafür, dass er für Konzeption und Ausführung dieses Heftes Zeit und Kraft zur Verfügung gestellt hat.